

**Aktualisierung von Antike  
und  
Epochenbewusstsein**

# Beiträge zur Altertumskunde

Herausgegeben von  
Michael Erler, Dorothee Gall, Ernst Heitsch,  
Ludwig Koenen, Reinhold Merkelbach,  
Clemens Zintzen

Band 195



K · G · Saur München · Leipzig

Aktualisierung von Antike  
und  
Epochenbewusstsein

Erstes Bruno Snell-Symposium  
der Universität Hamburg  
am Europa-Kolleg

Herausgegeben von  
Gerhard Lohse



K · G · Saur München · Leipzig 2003

**Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2003 by K. G. Saur Verlag GmbH, München und Leipzig  
Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. All Rights Strictly Reserved.

Jede Art der Vervielfältigung ohne Erlaubnis des Verlages ist unzulässig.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, 99947 Bad Langensalza  
ISBN 3-598-77807-4

## Vorwort

Die Würdigungen zu Bruno Snells 100. Geburtstag am 18. Juni 1996, insbesondere der öffentliche Vortragszyklus und das daran anschließende Symposium in der Bibliothek Warburg haben zu einer eindrucksvollen Wiederbegegnung mit dem bedeutenden Wissenschaftler und zweimaligen Rektor der Universität Hamburg geführt. Das erste Bruno Snell-Symposium der Universität Hamburg am Europa-Kolleg vom 18. und 19. Juni 1999, dessen Beiträge hier vorgelegt werden, sucht daran anzuknüpfen.

Dies geschieht schon durch den Tagungsort selbst. Das Europa-Kolleg ist 1953 durch Snell gegründet worden. Es war Snells Absicht, den Kollegiaten, deutschen und ausländischen Studenten, ein „Bewußtsein von der geistigen Einheit Europas zu geben und von der Notwendigkeit seiner politischen Einigung“. Dahinter stand die Erfahrung der Hitler-Diktatur, auch Unbehagen an manchen Entwicklungen der Nachkriegsjahre, vor allem aber die zutiefst aufklärerische Überzeugung, dass Geistesgeschichte auch eine politisch-praktische Komponente hat, die sie befähigt, auf die Gesellschaft einzuwirken.

Snell war fasziniert von den immer neuen und differenzierten Erscheinungsformen jenes Geistes, der bei den Griechen zuerst sichtbar geworden war. Er war sich aber darüber im Klaren, dass „Entdeckungen des Geistes“ auch wieder vergessen werden können und dass bestimmte gesellschaftliche Konstellationen und Energien erforderlich sind, um sie zu revitalisieren oder auch nur gegenwärtig zu halten.

Das Bruno Snell-Symposium verfolgt das Ziel, bei der Bearbeitung der einzelnen Formen und Prozesse von Antike-Aktualisierung aus unterschiedlichen fachspezifischen Perspektiven heraus und unter Einbeziehung heutiger Fragestellungen Snells Erinnerungsarbeit wieder aufzunehmen und weiterzuführen.

Danken möchte ich der Universität Hamburg und dem Europa-Kolleg Hamburg, dessen Gastfreundschaft wir inzwischen ein weiteres Mal in Anspruch nehmen durften, insbesondere Frau Sabine Kuhlmann für ihre freundliche Hilfsbereitschaft, Herrn Prof. Dr. Hans-Joachim Seeler und dem altbewährten Mitstreiter Bruno Snells, Herrn Dr. Hans Isenhagen. Danken möchte ich auch den Kollegen aus sechs unterschiedlichen Fachrichtungen für ihr spontanes Interesse und ihre engagierte Mitarbeit an diesem Projekt.

Mein Dank gilt weiterhin den Herausgebern der *Beiträge zur Altertumskunde*, die den Band in ihre Reihe aufgenommen haben, und dem Europa-Kolleg für einen namhaften Druckkostenzuschuss, ohne den diese Veröffentlichung nicht möglich gewesen wäre.

Hamburg, im Juni 2003  
Gerhard Lohse

## Grußwort-des Präsidenten der Universität Hamburg Dr. Jürgen Lühje

Eine geistige Landschaft zu vermessen, ihre Ausprägungen und Formungen zu verstehen und ihre Gewordenheit zu begreifen – Bruno Snell hat darin Vorbildliches geleistet. Als entscheidende Erkenntnis nennt er, „dass die Griechen die Grundfunktionen des Geistes als erste erkannt haben: wie er Ursprung sein kann von Erkennen, Fühlen und eigenem Handeln.“

Die Universität gedenkt dieses großen Anregers, ihres zweimaligen Rektors und herausragenden Lehrers mit einer Bruno Snell-Plakette und hat mit dem Snell-Schüler Walter Jens einen würdigen ersten Preisträger auserkoren.

Die Fruchtbarkeit der Forschungen von Bruno Snell, ihre Lebendigkeit wird weitergetragen: sie lässt sich ablesen am Programm des Symposions, dem Sie heute Ihre Aufmerksamkeit schenken und das Sie durch eigene Beiträge bereichern.

An der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert, zu einem neuen Jahrtausend, hat Gerhard Lohse Sie animiert, über die Aktualisierung von Antike und Epochenbewusstsein nachzusinnen. Und die Vielfalt der Bezüge, die originellen Brückenschläge, die aus sechs verschiedenen Disziplinen zusammengekommen sind, versprechen eine wahrlich grenzüberschreitende Debatte und eine „fruchtbare Zusammenarbeit der Philologen“ im besten Snellschen Sinne.

Ein epochenmäßig gegliedertes Geschichtsdenken ist ja keineswegs so alt, wie man vermuten könnte. Der Historiker Jakob Burckhardt hat gezeigt, dass es ein relativ neues, erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts langsam im Geschichtsverständnis sich entwickelndes Phänomen ist. Wie aber definiert sich eine Zeit? Wo sucht sie ihre Tradition?

Eine Epoche will sich auch immer ihrer selbst versichern, so wie es besonders entschieden im Rekurs auf die Antike die Renaissance und die deutsche Klassik getan haben. Dabei gab die klassische Selbstverortung immer auch Grund zur Polarisierung, haben Vertreter der antiken Klassik *les Anciens*, im Meinungsstreit mit oder besser gegen *les Modernes* gestanden.

Heute scheint die Epochenidentität wesentlich fragiler und heterogener zu sein. Das 20. Jahrhundert ist euphorisch als das der technischen Revolution und des Wohlstands gefeiert worden, es ist aber auch das Jahr-

hundert der Lager genannt worden, und die Kennzeichnung als *Jahrhundert der Extreme*, die von Eric Hobsbawn stammt, ist vielleicht die zutreffendste Charakterisierung. Was kann uns da die Antike sein? –

In Ihrem Symposium quer durch die Zeiten und Kontinente werden die unterschiedlichen Rekurse auf die Antike sichtbar: in Umbruchsituationen, in gesellschaftlichen Konfliktlagen, in künstlerischer, historischer und politischer Ausprägung. Ich weiß von Gerhard Lohse, dass er so etwas wie eine Typologie in den verschiedenen Aktualisierungen von Antike erkennen möchte. Mir scheint, mit diesem Symposium ist er auf dem richtigen Weg.

Eine erfrischende Maxime Bruno Snells lautet, „exakt und nicht erbaulich sein zu wollen“. In diesem Sinne danke ich Gerhard Lohse für seinen produktiven Impuls und die Durchführung des Bruno Snell-Symposiums. Ihnen allen wünsche ich anregende Vorträge und Diskussionen.



## Verzeichnis der Beiträge

Gerhard Lohse und Martin Schierbaum

(Institut für Griech. u. Latein. Philologie der Universität Hamburg / Institut für Deutsche Philologie der Universität München)

Einleitung ..... 13

Stefan Timm

(Institut für Altes Testament der Universität Hamburg)

Von Ouranios zur Universität..... 45

Solveig Malatrait

(Romanisches Seminar der Universität Hamburg)

„...keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt.“

Antikerezeption, Antikeverfälschung und Epochenkonstitution

im Frankreich des 17. Jahrhunderts..... 63

Gerhard Lohse

(Institut für Griech. u. Latein. Philologie der Universität Hamburg)

Naturnachahmung und ironische Aktualisierung Homers

in Goethes *Werther*-Roman ..... 97

Norbert Finzsch

(Historisches Seminar der Universität Köln)

Die Antike im Denken Edward Gibbons..... 123

Lambert Schneider

(Archäologisches Institut der Universität Hamburg)

Klassik ohne Devotion. Ein Blick auf Amerikas griechisch

inspirierte Architektur des 19. Jahrhunderts ..... 143

Kjeld Matthiessen

(Institut für Altertumskunde der Universität Münster)

Wilhelm von Humboldt und das Studium des Altertums..... 179

**Jochen Meissner**

(Historisches Seminar der Universität Hamburg)

Merkur und Minerva helfen Cuauhtémoc auf die Beine.–  
Europäisierte Amerikaerfahrung im Medium der Antike  
bei Bartolomé de Las Casas und Alexander von Humboldt.....199

**Martin Schierbaum**

(Institut für Deutsche Philologie der Universität München)

„denn man irrt sehr, wenn man glaubt, daß es Antiken giebt.“  
Die Metamorphosen eines kulturellen und politischen  
Leitphantasmas am Beispiel eines Fragments von  
Friedrich von Hardenberg (Novalis).....247

**Martin Hose**

(Seminar für Klass. Philologie der Universität München)

Wozu braucht man einen Aufklärer in der Restauration?  
Über Euripides in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.....269

**Franzjosef Schuh**

(Institut für Griech. und Latein. Philologie der Universität Hamburg)

Heinrich Heines Stellung zu den Traditionen  
der griechisch-römischen Antike oder  
Heinrich Heine – „Bruder in Apoll“ ..... 285

**Gunter Martens**

(Literaturwissenschaftliches Seminar der Universität Hamburg)

Vom Reden „in verbotenen Metaphern und unerhörten  
Begriffsfügungen“. Nietzsches Poetik und Kunsttheorie  
aus dem Geiste des Dionysos..... 327

**Robert Olwitz**

(Institut für Griech. und Latein. Philologie der Universität Hamburg)

Der sprachlose Chor.  
Vom kultischen Drama zum Gesamtkunstwerk..... 351

**Ulrich Wergin**

(Literaturwissenschaftliches Seminar der Universität Hamburg)

Der Wirbel der Polis.

Heidegger, Hölderlin und die griechische Kunstreligion..... 373

**Joachim Dingel**

(Institut für Griech. und Latein. Philologie der Universität Hamburg)

Dulce et decorum est pro patria mori.

Gewandelte Moral als Provokation der Philologie..... 389

**Ludwig Fischer**

(Literaturwissenschaftliches Seminar der Universität Hamburg)

Der Mord an der Kentaurin.

Zur Modernisierung der Antike

in Horst Sterns Roman *Klint*..... 403



# Einleitung

## Gerhard Lohse und Martin Schierbaum

Wichtiger, als lobpreisend festzustellen, wie sich die Antike erhalten und immer wieder siegreich durchgesetzt hat, scheint es, zu zeigen, wie die abendländische Geschichte sich lebendig mit dem von Griechen und Römern Erworbenen auseinandersetzt.  
(Bruno Snell, *Antike und Abendland* 3, 1948, S. 7).

### 1

Im Frühherbst 1943, wenige Wochen nach den verheerenden Bombenangriffen, welche die Stadt zur Hälfte zerstört hatten, findet in Hamburg eine Vortragsreihe statt, in der „das sich wandelnde Nachleben der Antike an den bedeutungsvollen Etappen der abendländischen Entwicklung“ aufgezeigt werden soll<sup>1</sup>. Bruno Snell, seit dem 1. April 1931 Inhaber des Ordentlichen Lehrstuhls für Klassische Philologie und seit einigen Jahren Vorsitzender der Deutsch-Griechischen Gesellschaft in Hamburg, nimmt das fünfundzwanzigjährige Gründungsjubiläum dieser Vereinigung zum Anlass, um in einer Folge von fünfzehn Vorträgen die Antike als frühe Ausformung jenes hegelschen oder vielmehr diltheyschen Geistes zu verstehen, der dann kontinuierlich bis in die Gegenwart hinein in der europäischen Geschichte zum Ausdruck gekommen sei und sie geprägt habe.

Das ist in seiner konkreten Bearbeitung der diltheyschen Geistesgeschichte neuartig, in seiner Einbeziehung der klassisch-philologischen Fachdisziplin und ihrer Untersuchungstechniken in die Geistesgeschichte methodisch einigermaßen kühn (gerade auch aus der Sicht der philologischen Fachkollegen) und zudem in seiner Frontstellung gegen den das tägliche Leben beherrschenden Nationalsozialismus und seine Bannerträger zugleich politisch oppositionell und somit in keiner Hinsicht völlig ungefährlich. Ist schon allein der Begriff *Geist* damals eine politisch subversive Vokabel, so kommt das Oppositionelle um so mehr noch bei

---

<sup>1</sup> *Antike und Abendland* 1, 1945, Vorwort (geschrieben im Dezember 1944), S. 7.

der konkreten Aktualisierung jener geistesgeschichtlichen Tradition zum Vorschein, deren Wertauffassungen den nationalsozialistischen Ansichten von Ahnenerbe bewusst gegenübergestellt sind<sup>2</sup>.

Bei alledem kommt Snells Rückgriff auf die Geistesgeschichte nicht von ungefähr. Die Affinität zu Diltheys Anschauungen geht auf die Studienzeit bei Georg Misch in Göttingen zurück, dem Schüler und Schwiegersohn Diltheys, der Snells wissenschaftliche Interessen nach dessen eigener Aussage wesentlich geprägt hat. Dies gilt ebenso für seine streng philologischen Arbeiten wie für solche, die ihr geistesgeschichtliches Interesse explizit zu erkennen geben. Snells bekanntes Buch über die Entdeckung des Geistes zeigt am besten, wie er beides mit einander zu verknüpfen verstand<sup>3</sup>.

Erste Ansätze zu einer geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise lassen sich bereits in der Aufklärung erkennen, wenn etwa die Geschichte unter der Idee des Fortschritts betrachtet und dieser mit dem moralischen Verhalten der Menschen verknüpft wird. Aufs Ganze gesehen bleibt aber die Geschichte bis zu Hegel eher ein Randproblem der Philosophie<sup>4</sup>. Erst bei Hegel rückt die Geschichte als Geistesgeschichte ins Zentrum philosophischer Reflexion, und bleibt dabei dem Fortschrittsgedanken eng verhaftete. Ein wesentlicher Unterschied der Geistesgeschichte Diltheys zu

<sup>2</sup> Die Vortragsreihe ist dokumentiert in dem ersten Band von *Antike und Abendland*, der noch im Februar 1945 ausgeliefert wird. Zu Bruno Snells von Dilthey beeinflusster Einstellung zur Geistesgeschichte vgl.: Gerhard Lohse, *Geistesgeschichte und Politik. Bruno Snell als Mittler zwischen Wissenschaft und Gesellschaft*, *Antike und Abendland* 43, 1997, S.1-20.

<sup>3</sup> Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, 8. Auflage Göttingen 2000 (1. Auflage Hamburg 1946), Einleitung, S. 11.

<sup>4</sup> Die Begründung der Geschichtsphilosophie wird allgemein auf das Jahr 1756 bzw. 1769 datiert, weil damals der Begriff *Geschichtsphilosophie* zum ersten Mal benutzt wurde. 1756 erschien Voltaires *Essai sur l'histoire général et sur les moeurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu' a nos jours*. Der veränderten Ausgabe mit dem Titel *Essai sur les moeurs et l'esprit des nations...* von 1769 war die Abhandlung *Philosophie de l'histoire* als *Discours préliminaire* an Stelle eines Vorworts vorangestellt.

Odo Marquard weist darauf hin, dass die Geschichtsphilosophie etwa gleichzeitig mit den anderen neuen philosophischen Disziplinen, der Anthropologie und Ästhetik, in Erscheinung getreten ist. Die Geschichtsphilosophie habe sich bereits mit Fichte als „amtierende Grundphilosophie“ durchgesetzt und habe „den Menschen geltend gemacht (...) als *homo progressor et explicator*“. Odo Marquard, *Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts*, in: Ders., *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1984, S. 39-66, dort S. 40.

der Hegels besteht darin, dass Dilthey sich von der Vorstellung eines linearen Voranschreitens der Geschichte löst und von einer Relativität der Epochen ausgeht.

Von diesem Ansatz her kann Wirkungsgeschichte nun als epochen-geprägte asymmetrische Aktualisierung von Tradition verstanden werden. Damit sind nach der Periode des Klassizismus die Voraussetzungen für eine Erforschung der Wirkungsgeschichte der antiken und insbesondere der griechischen Kultur eröffnet. „Tradition konserviert eben nicht nur feste Anschauungen, sondern macht es möglich, sich immer neu auf Wertvolles aus einer Fülle von Modellen zu besinnen“.<sup>5</sup>

In der Tat nimmt die Antike in der europäischen Kulturgeschichte eine Sonderstellung ein als Anknüpfungspunkt eines durchgängigen national verzweigten Diskurses, der sich von frühen Anfängen im 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart entwickelt hat. Bruno Snell hat 1943 die Chance für eine aktuelle Bezugnahme auf die liberalen und demokratischen Kontinuitätsmomente im europäischen Antike-Diskurs erkannt und in einer Zeit katastrophaler Zerstörungen und rapiden Werteverfalls bewusst aufgegriffen. Die Hinwendung zur Rezeptionsgeschichte als Geistesgeschichte war damals nicht nur oppositionelle Zeichensetzung. Sie vermittelte zugleich auch Trost und Hoffnung, denn sie schloss Vernichtung und Untergang als ephemere Ereignisse in die Geschichte des Geistes mit ein und bereitete noch in der Zeit der Hitler-Diktatur bereits die Neuorientierung für die Nachkriegszeit vor.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später und unter *toto coelo* veränderten Verhältnissen führt das *Bruno Snell-Symposion der Universität Hamburg am Europakolleg* die von Snell 1943 bereits interdisziplinär verfolgte Thematik unter Einbeziehung heutiger Fragestellungen und Forschungsansätze fort. Wissenschaftler aus sechs verschiedenen Fachrichtungen behandeln Probleme des Rekurses auf die Antike aus ihrer jeweils besonderen Perspektive, aber auch aus einem gleichgerichteten Interesse am Erforschen der epochenspezifischen Bedingungen, die den Schatten der Unterwelt das Blut zuführen, das sie benötigen, um für eine Zeitlang wieder ins Leben zurückzukehren und den Lebenden Rede und Antwort zu stehen.

---

<sup>5</sup> Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, (wie Anm. 3), S. 288.

## 2

Den Zugang zur Antike verbinden wir heute ganz wesentlich mit der Zugänglichkeit von antiken Texten. Von größter Bedeutung ist hier der systematische Ausbau umfangreicher Bibliotheken, wie er sich im Italien des 15. Jahrhunderts vollzieht, wo die noch vorhandenen Schätze der antiken Literatur gesammelt und für die Nachwelt erhalten werden. Insbesondere wird dadurch die Voraussetzung dafür geschaffen, dass sich der *transitus* der griechischen Kultur nach Westen auch nach der Eroberung von Byzanz im Jahr 1453 weiter fortsetzen kann.

Der begeisterte Büchersammler Papst Nikolaus V. brachte den Grundstock der Vaticana zusammen, die Sammlung des Florentiners Niccolò Niccoli ging an das Kloster S. Marco, andere berühmte Sammlungen entstanden wie die mediceische oder die urbinatische Bibliothek. Guarino und Poggio fahndeten in ganz Europa nach unbekanntem Handschriften und retten vieles vor dem Untergang. Man hoffte, mit solchen leistungsfähigen *Speichern* antiker Literatur die von höchsten Autoritäten gedeckten Erkenntnisse der Vergangenheit für die Gegenwart verfügbar und bei Bedarf abrufbar machen zu können.

Dem lag die Auffassung zugrunde, dass Texte Transportmittel von verbindlichen Aussagen und objektiven Wahrheiten seien, welche der Leser wie die religiösen Wahrheiten der Bibel als fertige Bausteine in seine eigene Bildung integrieren könne. Ein solches Verständnis von Tradition legt die Analogie zum dinglichen Erbe nahe, also dem Vorgang der Weitergabe eines materiellen Erbstücks von einer Generation zur folgenden, so dass man demnach damit rechnen mußte, dass der Inhalt der Bücher in etwa der gleichen Weise weitergegeben und vererbt werden könne wie die Bücher selbst.

Heutzutage hat sich allerdings eine Betrachtungsweise durchgesetzt, die gerade nicht die uneingeschränkte Autorität der Texte betont, sondern vielmehr die weitgehende Autarkie der Leser. Man geht davon aus, dass beim Verstehen tradierter Textzusammenhänge die aufgenommenen Texte und Dokumente bereits vorhandenen Sinnstrukturen oder Bedeutungen zugeordnet werden, die sich im individuellen kognitiven System des Lesers aufgrund früherer Wahrnehmungen und Erfahrungen aufgebaut haben. Eine solche Annahme kann sich u. a. auf Ergebnisse der Hirnforschung stützen.



Texte und Dokumente sind (...) keine Bedeutungsspeicher, sondern Anlässe für subjektgebundene semantische Operationen, für Nachdenken und Erinnern. Sie bieten Anlässe, Wahrnehmungen und Erfahrungen zu objektivieren und weitere Wahrnehmungen und Erfahrungen daran anzuschließen. (...) Die individuell wie sozial bedeutsame Funktion von 'Vertextung' [liegt] nicht darin, unsere Erinnerung durch Verobjektivierung zu verstetigen und zeitübergreifend verfügbar zu machen, sondern wohl eher darin, mit ihrer Hilfe die Komplexität unserer Wirklichkeitskonstruktionen zu steigern und dadurch auch komplexer handeln zu können.<sup>6</sup>

Die Neubewertung der Antike in der Renaissance zeigt exemplarisch, wie das von überlieferten Texten ausgehende historische Erinnern die Vergangenheit keineswegs als gespeicherte Datenkette aus den Texten abruft, sondern vielmehr nach Maßgabe und zur Unterstützung von eigenen Selbstkonzepten erst konstruiert. So weckt etwa die Aussicht auf die Erneuerung des altrömischen Senatorenamtes bei Petrarca die Hoffnung, dass jetzt das Volk des Mars sich daran machen werde, tatkräftig dem Ruhm der Alten nachzustreben (*Canzoniere* 53). Ein neuer Senator, so hofft der Dichter, werde den edlen Staat, mehr als tausend Jahre nach dem Entschwinden der großen Geister des alten Rom, wieder zurückführen zu seiner alten Größe.

Die Zeit Petrarcas erhob für sich den Anspruch, in der Kontinuität der alten *res publica Romana* zu stehen. Aus solchem Selbstverständnis heraus ging es den italienischen Humanisten nicht um ein Anknüpfen an fremde Geschichte und Nachahmung einer der eigenen Zeit fremden Kultur, sie verstanden ihre Beschäftigung mit dem antiken Rom gerade als Wiedererinnerung der eigenen ruhmvollen Geschichte, an der die Gegenwart sich orientieren sollte, um ein neues Goldenes Zeitalter Roms heraufzuführen. Nach Petrarcas Ansicht würden Brutus, die Scipionen und Fabricius froh die Erneuerung des alten Glanzes begrüßen (*Canzoniere* 53, 37-42), und damit seine eigene Geschichtskonstruktion bestätigen. Die Geschichte des klassischen Rom ist für Petrarca noch gar nicht abgeschlossen. Er fühlt sich als Römer: wenn die Heutigen sich nur auf die

---

<sup>6</sup> Siegfried J. Schmidt, *Gedächtnis - Erzählen - Identität*, in: Aleida Assmann, Dietrich Harth (Hrsg.), *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt am Main 1991, S. 378-97, dort S. 391, sowie ders. (Hrsg.), *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Frankfurt am Main 1991.

immer noch in ihnen lebendigen Römertugenden besinnen würden, könnten sie es ihren Vorfahren nachtun. Innerer Friede und brüderliche Eintracht könne leicht die alte Herrschaft Roms wieder herstellen und die rebellierenden Barbaren wieder unter das alte Joch zwingen (*Invectiva contra eum qui maledixit Italiae*).

Das Beispiel verdeutlicht, dass die aus antiken Texten gewonnenen Erinnerungskonstrukte nicht bei einem individuellen Entwurf stehenbleiben, sondern zu einem kollektiv verbindlichen Modell entwickelt werden können. Die neue Geschichtskonzeption ermöglicht nicht nur die Herstellung einer intersubjektiven kulturellen und sozialen Identität, sie kann auch mit konsistenten Handlungskonzepten verbunden werden, auch wenn diese zunächst nur Machtphantasien und Träume von vormaliger nationaler Handlungskompetenz sein mögen. Wie im individuellen Bereich Erlebnis und Erinnerung durch eine prinzipielle Differenz von einander getrennt sind, weil die Erinnerung nie die unmittelbare Wahrheit des Erlebnisses erreichen kann, so zeigt sich auch im kollektiven Erinnern, das von Texten seinen Ausgang nimmt, dass die Erinnerung Vergangenheit überhaupt erst aus einem Reservoir von Vorstellungen herstellt und in Wirklichkeitskonstruktionen überführt. Ähnlich wie individuelle Erinnerungsvorgänge scheint auch kollektives Erinnern verbunden zu sein mit Situationen, die zum Handeln motivieren<sup>7</sup>. Wir dürfen davon ausgehen, dass die Aktualisierung spezieller Gegenstände aus einem vorhandenen Traditionsreservoir an bestimmte in der jeweiligen Epoche begründete individuelle oder kollektive Handlungsmotivationen gebunden ist, in der Renaissance wie in der Goethezeit.

Solche meist von einem ganzen Ensemble historischer Faktoren herbeigeführte Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit können Gegensätze zwischen gesellschaftlichen Gruppierungen verdeutlichen oder Zusammengehörigkeiten zum Ausdruck bringen, mögen für eine Avantgarde identitätsstiftend wirken, einem Bildungsbürgertum Autorität verleihen, einer konservativen Gruppe eine rückwärtsgewandte Utopie ermöglichen. Die Wortführer der Gegenwart können sich durch ein als fremd empfundenenes Traditionelles provoziert oder auch durch das als Eigenes beanspruchte Fremde bestätigt fühlen. Die hier sichtbar werdende Verflochtenheit von Kultur, Politik und Geschichte herauszuarbeiten, wo-

---

<sup>7</sup> „Erinnern ist aktuelle Sinnproduktion im Zusammenhang jetzt wahrgenommener oder empfundener Handlungsnotwendigkeit“, Siegfried J. Schmidt, *Gedächtnis - Erzählen - Identität*, (wie Anm. 6), S. 386.

möglich die Bedingungen eines solchen Ablaufs zu beschreiben, sich der vielfältigen Problematik des Verhältnisses von Wahrheit und Geschichte zu stellen, müsste die Aufgabe einer Forschung sein, welche sich die Aufklärung solcher Aktualisierungsvorgänge zum Ziel setzt.

## 3

Ein nachhaltiger Beitrag zu jenem europäischen Antike-Diskurs und einen bedeutenden nationalen Impuls bringt die im 18. Jahrhundert einsetzende Griechen-Renaissance in Deutschland. An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert beginnt Wilhelm von Humboldt (1767-1835) damit, die seit Winckelmann behauptete Vorbildhaftigkeit der Griechen systematisch zu begründen und zusammenzufassen. Nach seiner Meinung steht die Kultur des griechischen Altertums „dem Charakter des Menschen überhaupt“<sup>8</sup> und „der Idee des reinen Menschentums“ am nächsten<sup>9</sup>. Allein bei den Griechen

finden wir das Ideal dessen, was wir selbst seyn und hervorbringen möchten; wenn jeder andere Theil der Geschichte uns mit menschlicher Klugheit und menschlicher Erfahrung bereichert, so schöpfen wir aus der Erfahrung der Griechen mehr als etwas Irdisches, ja beinah Göttliches.<sup>10</sup>

In Humboldts Stilisierung des griechischen Altertums zum Vorbild der zukünftigen Menschenerziehung begreift er den Griechen der klassischen Zeit als ein der Geschichte enthobenes „Symbol der Menschheit“.<sup>11</sup> Gemessen an diesem überzeitlichen Ideal werden weite Teile der übrigen Menschheitsgeschichte zweitrangig und verlieren an Interesse. Auch kann aus der Perspektive eines solchen „Glaubens“ an die zeitlose Überlegenheit des klassischen Griechentums<sup>12</sup> das vielfältige Auf und Ab der Rezeptions-

<sup>8</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Kjeld Matthiessen in diesem Band.

<sup>9</sup> Wilhelm von Humboldt, *Über das Studium des Altertums und des Griechischen insbesondere* (1793), zitiert nach der fünfbändigen Werkausgabe von A. Flitner und K. Giel (im weiteren: W. v. Humboldt, Werkausgabe) Bd.2, 1961, S. 9, sowie: *Latium und Hellas oder Betrachtung über das klassische Altertum*, Werkausgabe, Bd. 3, 1963, S. 53.

<sup>10</sup> W. v. Humboldt, Werkausgabe, Bd. 2, S. 101.

<sup>11</sup> W. v. Humboldt, Werkausgabe, Bd. 2, S. 123.

<sup>12</sup> Walther Rehm, *Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens*, Bern und München, 4. Aufl. 1968.

geschichte lediglich als eine Anreihung von Irrtümern verstanden werden, die keiner eigenen Untersuchung wert ist, weil sie ja die wesentliche Botschaft der Antike verfehlt<sup>13</sup>.

Gewissermaßen in der Randzone des Dialogs mit einer als vorbildlich angenommenen griechischen Klassik und von diesem zunächst überlagert beginnt am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland ein neuer Diskurs, in dem die Kontinuitätsbehauptung von klassischem Griechentum und deutscher Kultur der Klassik Gegenstand ebenso heftiger wie produktiver Auseinandersetzungen wird. Anders als in Frankreich, wo dieselbe Debatte insbesondere im Medium der Kunst ausgetragen wurde, wird sie in Deutschland Jahre später zunächst im Bereich der Theorie geführt<sup>14</sup>. Die Kontroverse dreht sich um die maßgebliche Rolle der als klassisch und antik angesehenen Kunstform gegenüber einer sich als neu und autochthon verstehenden Moderne. Es geht also wie bereits im 16. Jahrhundert bei der *Querelle des Anciens et des Modernes* um Nachahmung der Antike oder Eigenständigkeit der Kunst, allerdings bezogen auf einen erheblich elaborierteren kunsttheoretischen Diskussionsstand. Gestritten wird um die Fortführung jener sich auf die Antike berufenden Traditionen oder des Neuansatzes mit neuen Werten, nicht klassischen Kunstformen und neuem Geschmack. Es geht um die zumindest zeitweilige Rückkehrmöglichkeit zu einer naiven Lebensauffassung oder um die Notwendigkeit eines distanzierten – *sentimentalischen* – Blicks zurück.

In Deutschland spitzt sich der Disput besonders auf eine Rivalität zwischen Establishment und jungen Talenten zu. Wie oftmals zuvor wird die Debatte um ästhetische Fragen von dieser Rollenproblematik begleitet, was die Debattenteilnehmer zuweilen auch reflektieren. Bereits die Polemik J. M. R. Lenz' gegen Aristoteles zielt auf G. E. Lessing und will den zeitgenössischen deutschen Klassizismus treffen. Lessing selbst konnte sich

---

<sup>13</sup> Im Zusammenhang mit einer parallelen Betrachtung von griechischer und deutscher Geschichte und der Konstatierung einer „unläugbaren Ähnlichkeit mit Griechenland“ findet sich bei Wilhelm von Humboldt in der 1807 begonnenen *Geschichte des Verfalls der griechischen Freistaaten* eine Aufwertung der deutschen Nation. Hier gibt sich ein nationales Motiv für die Aktualisierung des Griechischen zu erkennen. Es ist der „deutsche Charakter“, der allein unter den europäischen Nationen „die Verbindung der Eigentümlichkeit der Alten und der Neuen in eine einzige Form hervorzubringen“ in der Lage ist und so zum Vorreiter einer Weiterentwicklung der Menschheit werden kann (Brief an Wolf, abgedruckt bei C. Brandes, Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Werke in sieben Bänden, Berlin 1841 ff, dort Bd. 5, 194 f).

<sup>14</sup> Hans-Robert Jauf, *Schlegels und Schillers Replik auf die „Querelle des Anciens et des Modernes“*, in: ders., *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a. M. 1983, S. 67-106.

auf seine Modernität im Vergleich zu Gottscheds nach klassischem Muster rhetorisch ausgerichteter Regelpoetik berufen. So eindeutig sind die Positionen für oder gegen die Antike offenbar nicht, es geht immer auch um Interpretationsspielräume<sup>15</sup>. Die Kontroverse zwischen Schiller und Schlegel – stellvertretend für Klassik und Romantik, in einer Periode des Wandels im Verhältnis von Subjekt und Objekt – dreht sich um Klassizismus und Modernität. Die Frühromantiker kritisieren die Weimarer Großdenker unter anderem mit dem Argument, dass das Klassische gerade durch seine geringe Reizqualität auffalle. Sie stellen ihre moderne Ästhetik deshalb gern unter den Begriff des *Interessanten* und sind bestrebt, die Reizqualität ihrer Kunstwerke zu erhöhen. Für die Verfechter der Klassik ist die Romantik schlicht ein Zeichen von „Krankheit“, wie Goethe urteilt<sup>16</sup>.

Gerade der weitere Verlauf dieser Debatte entwickelt sich zu einem Test- und Anwendungsfall der Kantischen Ästhetik: Schiller wie auch die Frühromantiker legen ihre Thesen zur Antike und Moderne jeweils als eigene Weiterführungen von Kants ästhetischer Theorie an. Für Schiller hat unter dem Eindruck der Französischen Revolution die überzeitliche Wahrheit der antiken Kunst Vorrang vor jeder Tagesaktualität, Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg (Novalis) stellen die Subjektivität der Personen und die Aktualität der Themen an die erste Stelle<sup>17</sup>. Formal drückt sich diese Differenz durch die Wahl von Mischformen aus, des Romans und des Fragments mit ihren Überschneidungen von Kunst und Philosophie. Im Gegensatz dazu stehen streng gebaute Dramen und metrisch nach Vollendung strebende Gedichte der Romantiker. Kein anderer als der gelehrte Philologe und Romantiker August Wilhelm Schlegel galt auch im klassischen Weimar als Autorität vor allem in metrischen Fragen.

Einem am idealistischen Vorbild orientierten Traditionsverständnis wird die Einsicht in die epochale Verstricktheit von Tradition im allgemeinen fremd bleiben. Die aus der Zeitbezogenheit der Rezeptionsformen

---

<sup>15</sup> Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Geniegedankens 1750-1945*, Bd. 1 von der Aufklärung zum Idealismus, Darmstadt 1985, Peter Szondi, *Poetik und Geschichtsphilosophie I. Antike und Moderne in der Ästhetik der Goethezeit, Hegels Lehre von der Dichtung*, Frankfurt a. M. 1985.

<sup>16</sup>Vgl. Gerhard Schulz, *Romantik. Geschichte und Begriff*, München 1996, S. 75f. mit der Interpretation der einschlägigen Goethestelle.

<sup>17</sup>Bernd Bräutigam, *Leben wie im Roman. Untersuchungen zum ästhetischen Imperativ im Frühwerk Friedrich Schlegels (1794-1800)*, Paderborn-München-Wien-Zürich 1986.

abgeleitete epochale Eigenmächtigkeit in der Aktualisierung von Tradition widerspricht dagegen jener Auffassung von der Vorrangigkeit der griechischen Antike.

Es wird wohl kaum ein Zufall sein, dass die ersten Monographien zur Rezeption antiker Autoren erst in der Zeit des Niedergangs des von Humboldt inspirierten humanistischen Gymnasiums nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erscheinen<sup>18</sup>.

## 4

Die breite Öffentlichkeitswirkung der humboldtsche Konzeption liegt in der beherrschenden Rolle begründet, die das humanistische Gymnasium bei der Heranbildung der Eliten in Preußen hatte. Das griechische Bildungsideal prägt Generationen von Schülern. Doch um die Mitte des 19. Jahrhunderts richten sich unter dem Eindruck technischer Leistungen und sozialer Bedürfnisse die Hoffnungen eines Teils der Führungsschicht zunehmend auf praktische Zukunftsentwürfe, die rückwärtsgewandten Utopien beginnen zu verblassen und in der Selbstgewißheit des technischen und sozialen Fortschrittsdenkens droht die Vergangenheit zu verschwinden. Der am griechischen Altertum orientierte Bildungshumanismus gerät in die Defensive. Die Frage nach dem klassisch Gültigen und Wahren löste sich auf in der Frage nach dessen historischen Bedingungen.

Dem noch im 18. Jahrhundert wurzelnden emphatischen Antikeverständnis, das uns bei Wilhelm von Humboldt entgegentritt, folgt die Ernüchterung. Die Deutung der Antike wird zunehmend den Spezialisten überlassen, so dass an die Stelle der Einheit des Antikebildes eine Fülle von Einzelergebnissen der altertumswissenschaftlichen Forschung treten, die auch von den Forschern selbst nicht mehr in ein Ganzes integriert werden können. Die Ordnung des Quellenmaterials wird zum Selbstzweck<sup>19</sup>. An die Stelle des vormals spekulativen Geschichtsbildes tritt der historische Positivismus. Bezeichnend für die neue Gesinnung sind die in ihrer Kär-

---

<sup>18</sup> Th. Zielinski, *Cicero im Wandel der Jahrhunderte*, Petersburg 1897 (hervorgegangen aus einem Vortrag zum zweitausendsten Geburtstag Ciceros 1895). Einem griechischen Autor wandte sich Georg Finsler zu mit seinem 1912 in Leipzig erschienenen Buch: *Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe*.

<sup>19</sup> Vgl. A. Heuss, *Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert*, Kiel 1956, S. 103 und A. Horstmann, *Die Forschung in der Klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts*, in: *Studie zur Wissenschaftstheorie* 12, 1978, 27ff.

lichkeit berühmten 17 Zeilen, mit denen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848-1931) seine *Geschichte der Philologie* einleitet<sup>20</sup>. Was begann als eine Theorie der Menschheitsbildung, zeigt sich hier auf ein Philologenthos zurückgestutzt. Die Philologie, die nicht mehr beansprucht, die klassische zu sein, begnügt sich nunmehr damit, „das reine beglückende Anschauen des in seiner Wahrheit und Schönheit Verstandenen“ als ihr „Ziel“ anzusehen. Die noch zum Vokabular des Klassizismus gehörigen Begriffe „Wahrheit“ und „Schönheit“ können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vorbildhaftigkeit der Antike nicht mehr gilt.

Die Aufgabe der Philologie ist es nunmehr, jenes vergangene Leben durch die Kraft der Wissenschaft wieder lebendig zu machen. Über den Begriff „Leben“ sucht Wilamowitz Vergangenheit und Gegenwart zusammenzuschließen. Bei solcher Einebnung der Zeiten läßt sich die griechische Welt durchaus anhand der preußischen Gegenwart erklären. So bezeichnet Wilamowitz etwa in seinem Platonbuch<sup>21</sup> Platon als einen „Junker“, dessen Brüder als „Kavalleristen“, Euthyphron ist ein „Pfaffe“, und auch im Zusammenhang mit der Jugenderziehung in Athen kann ein Absatz über preußische Verhältnisse („wie bis vor kurzem die junge Dame für ihren Eintritt in die Gesellschaft abgerichtet ward“) weiterhelfen.

Nach der historisch-philologischen Entschlüsselung mit wissenschaftlichen Mitteln – und allein auf diese Tätigkeit ist der Wahrheitsbegriff bezogen, nicht mehr auf deren Objekt – erweisen sich die Griechen gewissermaßen als die Nachbarn von nebenan. In der „Metempsychose“,<sup>22</sup> die Wilamowitz fordert, gehen Vergangenheit und Gegenwart ineinander über. Bei solcher Betrachtungsweise muss die Rezeptionsgeschichte als überflüssig erscheinen. Das problematische Verhältnis von Wahrheit und Geschichte bleibt unreflektiert, denn es stellt sich auf dieser Ebene der Betrachtung gar nicht erst.

Vorausgegangen war die von Wilhelm II. schon bei seiner Thronbesteigung 1888 geforderte Schulreform, die nach einem ersten aus der Sicht der Schulreformer weniger erfolgreichen Anlauf von 1890 schließlich mit der Schulkonferenz vom 6. bis 8. Juni 1900 dazu führt, dass das huma-

---

<sup>20</sup> Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*, geschrieben 1921 für die Einleitung in die Altertumswissenschaft (hrsg. von A. Gercke und E. Norden). Nachdruck der 3. Auflage von 1927 bei Teubner, Leipzig 1959.

<sup>21</sup> Platon. *Sein Leben und sein Werk*, Berlin 1918, nach der 3. Auflage hrsg. von Bruno Snell, Berlin und Frankfurt 1948.

<sup>22</sup> Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *An den Quellen des Clitumnus*, in: Reden und Vorträge, Bd.1, 4. Auflage 1925, 333.

nistische Gymnasium seine Monopolstellung als Vermittler der Universitätsreife verliert. Das Griechische bleibt erhalten, doch das Humboldtsche Idealbild des Griechentums, das überhistorische Werteideal, das durch die Sprache selbst wie durch den Lektürekanon vermittelt werden sollte, war nachhaltig erschüttert. Es ist der Klassische Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, der dies noch auf der Konferenz selbst in knappen Worten zum Ausdruck bringt, wenn er feststellt: „Die Antike als Einheit und Ideal ist dahin. (...). An die Stelle der ästhetischen ist die geschichtliche Betrachtung getreten“.<sup>23</sup> Das Anfang des 19. Jahrhunderts von Humboldt aufgerichtete historisch-überhistorische Ideal des Griechentums mit seinem humanistischen Bildungsanspruch, tritt an der Wende zum 20. Jahrhundert wieder zurück in die Relativität der Geschichte. Die Rettungsversuche Werner Jaegers und des sogenannten *Dritten Humanismus* bewirken lediglich, dass es weitere sechzig Jahre dauert, bis sich die von Wilamowitz ausgesprochene Einsicht auf breiter Front durchsetzt.

## 5

Aus der Krise des historischen Denkens heraus entwickelte Wilhelm Dilthey (1833-1911) seine „Kritik der historischen Vernunft“.<sup>24</sup> Anders als die Naturwissenschaften sollte die Geisteswissenschaft sich jener in der Geschichte wirkenden Lebensenergie zuwenden, die Dilthey Geist nennt. Der einzelne Mensch erlebt, denkt und handelt nach Dilthey stets in einer Sphäre von geschichtlich bedingter Gemeinsamkeit, in einem jeden wirkt etwas Universalgeschichtliches.

In Wort, Zeichen oder Gebärde begreift sich der Geist selbst und gibt sich in historischer Ausprägung zu erkennen. Geschichte ist in diesem Sinne nichts vom Leben Abgetrenntes, auch nichts durch Zeitferne vom Leben Abgesondertes. Der Geist ist das dynamische Prinzip, das die Geschichte kontinuierlich vorantreibt. Seine vielfältigen historischen Erscheinungsformen sollen die geisteswissenschaftlichen Disziplinen empirisch untersuchen. Die Geisteswissenschaft erhebt damit den Anspruch,

---

<sup>23</sup> *Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts* (Berlin, 6.-8. Juni 1900), Halle 1901, S. 207.

<sup>24</sup> *Vorrede zur Einleitung in die Geisteswissenschaft*, *Gesammelte Schriften* (im Weiteren Ges. Schr.) Bd. 1, hrsg. von Bernhardt Groethuysen, 8. Unveränderte Aufl., Stuttgart-Göttingen 1979, S. XVIII.



die Totalität des Lebens zu erfassen. Das lebendige Prinzip selbst freilich, der Geist, läßt sich nicht erforschen, nur seine Objektivationen lassen sich interpretieren. Dazu gehören die Religion, die Literatur generell und vor allem die Dichtung, ebenso die Wissenschaften und die Philosophie.

Dilthey vergleicht den historischen Prozess mit dem Meer, auf dem Wogen sich bilden und wieder verschwinden, sich erheben und wieder abflachen. Die Geschichte ist für ihn keine lineare Bewegung, die auf ihr Ziel gerichtet ist, wie bei Hegel. Es gibt nicht den beständigen Fortschritt, jeder Fortschritt ist vorübergehend. Jede geistig-kulturelle Leistung, auch die Höchstleistung menschlicher Begabung, kann nur Bruchteile der Wahrheit erfassen und wird im Wechsel der Stile und Meinungen abgelöst durch andere Aspekte der Wahrheit. Von den verschiedenen Weltanschauungen „drückt jede in unseren Denkgrenzen eine Seite des Universums aus. Jede ist hierin wahr. Jede aber ist einseitig. Es ist uns versagt diese Seiten zusammenzuschauen.“ Denn das Licht der Wahrheit ist nur in „verschieden gebrochenem Strahl“ wahrnehmbar<sup>25</sup>. Auf dieser Grundlage ist eine klassizistische Normenbildung nicht denkbar. Es gibt sowenig wie in Lessings Ringparabel „die Tyrannei des einen Ringes“. Solche historische Betrachtung führt übrigens „nicht notwendigerweise zu einer Relativierung der Werte: es lässt sich durchaus sagen, ob eine Zeit Großes, für die Zukunft Bedeutsames hervorgebracht hat oder Unbedeutendes“.<sup>26</sup>

Großen Wert legt Dilthey darauf, dass die von ihm entwickelte Geisteswissenschaft nichts mit Metaphysik zu tun hat, sondern empirisch arbeitet. Er möchte mit seinem geisteswissenschaftlichen Ansatz gerade die Befreiung von der Despotie der Metaphysik herbeiführen, die nach seiner Auffassung ihrer Form nach in die Frühzeit der Geistesgeschichte gehört und jetzt von der neuen Sachlichkeit der Geisteswissenschaft abgelöst werden muß. Mit der Einsicht in die historische Relativität verlieren die metaphysischen Systeme endgültig ihre Macht. Erst der empirisch verfahrenen Geistesgeschichte bietet sich die Chance zu einem freien, unabhängigen Urteil.

Die so gewonnene Relativität der Zeiten hebt zugleich den Druck auf, den der normative Anspruch des klassischen Altertums auf spätere Epochen ausüben konnte. Wenn der Geist in immer neuer Gestalt hervor-

---

<sup>25</sup> Ges. Schr. Bd. 8, hrsg. von Bernhard Groethuysen, 5. Auflage, Stuttgart - Göttingen 1977, S. 224.

<sup>26</sup> Darauf verweist Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, 8. Aufl. Göttingen 2000, Einleitung, S. 11.

treten und immer neu entdeckt werden kann, kann er auch in seinen historischen Ausformungen wahrgenommen und der Gegenwart neu unverwandelt werden. Ja, es kann eine aufklärerische Leistung darstellen, wenn er in finsternen Zeiten wiederentdeckt wird. So tritt an die Stelle einer entmündigenden Autorität der Antike ihr Aufgehobensein im Neuen und die Rechtfertigung ihrer Bedeutung aus dem Neuen.

Unter den Klassischen Philologen ist Hermann Usener (1834-1905), ein Schwager Diltheys, der erste, der die Chancen begreift, welche die diltheysche Philosophie für eine Erneuerung jener Philologie bietet, die von sich aus kein allgemeines, übergeordnetes Ziel mehr benennen kann und nach seiner Ansicht in Textedition und grammatischer Erklärung steckengeblieben war<sup>27</sup> und bereits für ihn nicht mehr die Klassische Philologie sein kann. „Die Philologie hat für ihn kein autonomes Ziel, sie ist vielmehr dem Ziel der Historie untergeordnet, und dieses Ziel ist die Rekonstruktion der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes und die Analyse und Erkenntnis seiner Gesetze“.<sup>28</sup>

In seiner Bonner Rektoratsrede stellt Usener fest: „Philologie ist also eine Methode der Geschichtswissenschaft, und zwar die grundlegende, maßgebende. Denn nur sie besitzt in ihrer Kenntnis der sprachlichen Form die letzte Gewährleistung für das richtige Verständnis des Überlieferten“.<sup>29</sup> Dazu aber bedarf es der „Kongentialität des Verständnisses“, der Interpret bedarf „schöpferischer Eigenschaften“ und tritt damit neben den Autor, ja er bedarf der Intuition, um zu einem umfassenden „Verstehen“ im Sinne Diltheys zu gelangen.

---

<sup>27</sup> „Die wissenschaftliche Arbeit bedarf der Selbstbesinnung, will sie nicht ziellos in der Unendlichkeit des Einzelnen umhertreiben“, stellt Usener im Vorwort zu seiner Bonner Rektoratsrede vom 18. Oktober 1882 fest (Hermann Usener, *Philologie und Geschichtswissenschaft*, Bonn 1882; wieder abgedruckt in: Vorträge und Aufsätze von Hermann Usener, Leipzig und Berlin 1907). Vgl. Klaus Oehler, *Dilthey und die Klassische Philologie* in: *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften*, hrsg. von Hellmut Flashar u. a., Göttingen 1979, S. 181-98; eher skeptisch über den Einfluß Diltheys auf Usener: A. Momigliano, *Wege in die Alte Welt*, Frankfurt a. M. 1995, 201-22, bes. 219 f.

<sup>28</sup> Oehler, ebd., S. 186.

<sup>29</sup> H. Usener, *Philologie und Geschichtswissenschaft*, (wie Anm. 27), S. 26. In einem früheren Abschnitt der Rede heißt es: „Die geschichtlichen Disziplinen der Philologie, wie Boeckh sie sich dachte, sind aufgegangen in umfassenderen und allgemeineren Disziplinen der Geschichtswissenschaft, aus deren Zusammenhang die philologische Betrachtung am einzelnen Volk nicht losgelöst werden kann ohne Verzicht auf wissenschaftliche Erkenntnis. Philologie in dieser Auffassung ist nicht eine Wissenschaft, sondern ein Studienkreis.“ Ebd., S.16.

Usener interessierten weniger die großen individuellen Leistungen als das „komparative Erforschen der Sprachen und Litteraturen“ bis hin zur Folkloristik, das kollektive „unwillkürliche, unbewusste Werden“. „Useners Standpunkt war der der vergleichenden Kulturwissenschaft“.<sup>30</sup> Wenn Usener die Ausdehnung der Klassischen Altertumswissenschaft auf die Spätantike und das Byzantinische Mittelalter befürwortet und durchsetzt, ist dies zunächst die Konsequenz aus der Ablehnung des engen Klassikbegriffs. Es bedeutet jedoch auch eine erste Öffnung des bisherigen Forschungsfeldes der Philologie zur Rezeptionsgeschichte hin. Auch hier hat sich der Einfluss Diltheys als fruchtbar erwiesen.

Das Gros der Klassischen Philologen hat die modernere Konzeption Useners unbeachtet gelassen und sich eher zu der Position von Wilamowitz hingezogen gefühlt, die in ihrem traditionell bestimmten Zuschnitt ohne Philosophie und ohne übergeordnete, die Einzelerkenntnis leitende Gesichtspunkte auszukommen gedachte.

## 6

In der Generation der Wilamowitzschüler ist es zunächst Werner Jaeger (1888-1961), der sich auf Dilthey und Usener zu beziehen sucht.

Jaeger knüpft mit seiner Konzeption der Einheit klassischer und spätantik-christlicher Geschichte und in der Kontinuität des Weges von der Antike zur christlichen Religion der Sache und der Methode nach wieder an Usener an. Wie Dilthey und wie Usener geht es auch Jaeger in der historischen Forschung bei aller Detailarbeit letzten Endes um eine Anschauung des Ganzen,<sup>31</sup>

d. h. um die Einsicht in die Entstehung und Ausprägung des Geistes in der griechischen Kultur sowie die Weiterwirkung solcher geistigen Formen in

---

<sup>30</sup> Manfred Landfester, *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und die hermeneutische Tradition*, in: *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert*. (wie Anm. 27), S. 156-180, dort S. 161 (im Anschluss an E. Rothacker, *Logik und Systematik der Geisteswissenschaft* Darmstadt 1970 [Nachdruck von 1926]). Usener selbst sagt: „Die Summe unseres Wissens von den vorhandenen und gewesenen Völkern vereinigt sich zu einer Ethnologie (Sperrung von Usener) (...). Auch auf dem geschichtlichen Gebiet beginnt Wissenschaft in der wahren Bedeutung des Wortes (ich bitte wissenschaftliche Tätigkeit nicht mit Wissenschaft zu verwechseln) erst mit der Erforschung allgemeiner für die Menschheit selbst gültiger Gesetze.“ Usener (wie Anm. 28), S.13-14.

<sup>31</sup> Klaus Oehler, (wie Anm. 27), S. 190-91.

der Geschichte. So charakterisiert er seine Studien zur historischen Kontinuität der gemischten Verfassungsform von der Antike bis zur amerikanischen Verfassung selbst als „Idealfall einer geistesgeschichtlichen Untersuchung“.<sup>32</sup>

Mit seinen Vorstellungen von einem neuen Humanismus und dessen pädagogische Aktualisierung in der *Paideia*<sup>33</sup> kehrt Jaeger allerdings zu den überzeitlichen Werten einer normativen Antike zurück, Vorstellungen, die in unvereinbarem Gegensatz zu Diltheys Ansichten stehen. Wenn Antikerezeption im Übernehmen von „dauernden Formen des Geistes“, verbunden mit dem Anspruch auf Wahrheit, besteht, lebt jene „Tyrannei des einen Ringes“ wieder auf, die Dilthey mit seiner Philosophie bereits beseitigt zu haben glaubte. Snell hat in seiner Rezension des ersten Bandes der *Paideia* Jaegers Vorstellungen von überzeitlichen Normen eingehend kritisiert, insbesondere wo sie den nationalsozialistischen Machthabern in die Hände spielten<sup>34</sup>.

Bruno Snell war bei dem Göttinger Philosophen Georg Misch mit den Arbeiten Diltheys in Berührung gekommen und sicherlich auch mit Diltheys hermeneutischem Ansatz, in welchem dieser die Geschichtlichkeit des Verstehens in den Mittelpunkt stellt. Charakteristisch ist dabei, dass Dilthey (im Gegensatz zu Schleiermacher) das grammatische Moment in seiner Hermeneutik ganz zurücktreten lässt zugunsten der Divination. Dilthey sprach vom „Nachfühlen fremder Seelenzustände: die ganze philologische und geschichtliche Wissenschaft ist auf die Voraussetzung gegründet, dass dies Nachverständnis des Singulären zur Objektivität erhoben werden könne“.<sup>35</sup>

Snell sparte diesen Bereich von Anfang an in seiner Auffassung von Geistesgeschichte aus. Im Vorwort der ersten Auflage seines bekannten Buches *Die Entdeckung des Geistes* scheint er eher auf Schleiermachers hermeneutische Kategorie des „Grammatischen“ zurückzugreifen, als auf Diltheys divinatisches Verfahren:

---

<sup>32</sup> Werner Jaeger, *Scripta Minora*, Bd. 1, Rom 1960, S. XXVIII.

<sup>33</sup> Werner Jaeger, *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*, Bd. 1, Berlin 1934 (21936); Bd. 2, Berlin 1944; Bd. 3, Berlin 1947; alle drei Bände in neuer Auflage: Berlin 1955 (21958).

<sup>34</sup> Göttingische Gelehrte Anzeigen 197, 1935, S. 329-353 (=Bruno Snell, *Gesammelte Schriften*, Göttingen 1966, 36-54).

<sup>35</sup> Wilhelm Dilthey, *Die Entstehung der Hermeneutik*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, hrsg. von Georg Misch, Stuttgart-Göttingen 1964, S. 317.

Es ist hier nicht auf eine Deutung und Darstellung der Dichter und Philosophen<sup>36</sup>, auch nicht auf eine Einführung in die reiche Fülle und ursprüngliche Lebendigkeit der frühgriechischen Kunst oder auf irgendeine Erbauung abgesehen, sondern auf exakte geisteswissenschaftliche Erkenntnisse: um deren Resultate so zu formulieren, dass sie, falls sie nicht richtig sein sollten, nur durch Tatsachen (nicht aber durch andere „Auffassungen“) widerlegt werden können, ist es allerdings notwendig, bisweilen abstrakt zu reden.<sup>37</sup>

Snell verstand Geistesgeschichte als eine aus der exakten Sprachbeobachtung heraus entwickelte Wissenschaft. In seinem 1952 in erster Auflage erschienen Buch über den „Aufbau der Sprache“ weist Snell darauf hin, dass bei aller Differenziertheit im Einzelnen Sprache (jedenfalls die indogermanischen Sprachen) in ihrem Aufbau stets auf drei Aussageformen zurückgeführt werden können, die in Substantiv, Adjektiv, Verb vorgegeben sind. Es sind die Sinnkategorien des *Darstellens*, des *Ausdrucks* und des *Wirkens (Handelns)*<sup>38</sup>. „Ein Sachverhalt ist für uns nur sinnvoll, sofern wir ihn in einer dieser drei Formen denken können.“<sup>39</sup> Bereits 1928 schreibt Snell in einem Brief an den befreundeten Philosophen Joseph König, in dem er auf die Systematik der Sprache eingeht: „Fast wider meinen Willen werde ich da immer wieder hineingedrängt in die drei Diltheyschen Typen“.<sup>40</sup>

In immer neuen Verschränkungen dieser drei Sinn-Elemente können jeweils differenziertere Sprachgebilde entstehen, wobei stets eines der drei Elemente prävalent ist. Snell geht dabei über den Satz und die engen Gren-

---

<sup>36</sup> Gerade solche biographisch ausgerichtete Studien galten aber Dilthey als besonders aussagekräftig. Vgl. Diltheys eigene umfangreiche Darstellung *Leben Schleiermachers*, Gesammelte Schriften, Bd. 13, hrsg. von Martin Redeker, Göttingen 1979 und Bd. 14, hrsg. von Martin Redeker, Göttingen 1985.

<sup>37</sup> Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, Hamburg 1946, S. 12.

<sup>38</sup> Harald Fricke, *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 234, 1982, S. 128 spricht in einem Atemzug von „Karl Bühlers epochemachender ‘Sprachtheorie’ mit ihrem pragmatischen Organon-Modell der deskriptiven, expressiven und appellativen Sprachfunktion“, dessen sprachtheoretische Umsetzung bei Bruno Snell, sowie der „erheblich erweiternde[n] und präzisierende[n] Bestimmung der Sprachfunktionen durch Roman Jakobson“. (Hinweis von Rudolf Führer).

<sup>39</sup> Bruno Snell, *Der Aufbau der Sprache*, 1952, S. 15.

<sup>40</sup> Brief vom 19. 8. 1928. Der Brief aus dem Nachlass König wurde mir freundlicherweise von Cornelia Sperlich zugänglich gemacht. – Snell bezieht sich hier auf Diltheys *Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen*, in: Gesammelte Schriften Bd. 8, hrsg. von Bernhard Groethuysen, Stuttgart-Göttingen 1977.

zen der grammatischen Morphologie hinaus und verfolgt die von ihm ausgemachten sprachlichen Grundfunktionen bis in den Bereich der literarischen Gestaltungen und Philosophie<sup>41</sup> bei den Griechen<sup>42</sup>. Die weit gespannte Welt der frühen *Epen* Ilias und Odyssee ist an der objektiven *Darstellung* von Sachverhalten interessiert und zeigt darin eine bestimmte Denkform (nicht eine stilistische Vorliebe neben anderen Möglichkeiten). „Bis in den modernen Roman hinein ist diese Tendenz, eine ganze Welt in ihrer Fülle darzubieten, für das Epos charakteristisch geblieben“.<sup>43</sup> In der griechischen *Lyrik* ist nicht mehr das Faktische der Gegenstände interessant, sondern ihre Bedeutung soll zum *Ausdruck* gebracht werden, sie können zum Symbol werden. Die Aufhebung der zeitlichen Distanz zwischen Sage und Gegenwart führt in der Lyrik zu einem Bewusstwerden der Gegensätze, Spannungen und Zwiespältigkeiten im eigenen Dasein. Das häufig auch durch formale Darstellungsmittel, z. B. in der Ringkomposition, gehemmte Fortschreiten der Zeit schafft in einer gewissermaßen zeitlosen Gegenwart Raum für den Ausdruck eines bestimmten Lebensgefühls. Auch hier findet sich im Griechischen die archetypische Form, die allem Späteren zugrundeliegt: „Das *Seelische*, das sich im lyrischen Gedicht ausspricht, ist nun freilich nichts Festumrissenes, sondern wandelt sich im geschichtlichen Bewusstwerden der Menschen, und doch bleiben die hier aufgewiesenen Phänomene, die typisch sind für die Sphäre des Ausdrucks, offenbar konstant“.<sup>44</sup> Dazu tritt als dritte Form das aus Chorlied und zweckgerichtetem Fruchtbarkeitszauber entstandene *Drama*. „Die Handlung, die ursprünglich kultisch-magische Bedeutung hatte, bleibt im Drama erhalten, obwohl sie ihren magischen, unmittelbar praktischen Zweck einbüßt, und wird so abgewandelt, dass sie alle möglichen Handlungen darstellt“.<sup>45</sup>

---

<sup>41</sup> Auch bei Dilthey erfasst die Hermeneutik als „Kunstlehre der Auslegung von Schriftendekmalen“ (Wilhelm Dilthey, *Die Entstehung der Hermeneutik*, Gesammelte Schriften Bd. 5, hrsg. von Georg Misch, Stuttgart-Göttingen 1964, S. 320) sprachliche Äußerungen vom „kindlichen Lallen bis [zu] Hamlet oder der Vernunftkritik“ (ebd. S. 318).

<sup>42</sup> Die Kapitel XI, *Die Dichtarten*, (S. 174-185) und XII, *Philosophie*, (S. 186-206) von *Der Aufbau der Sprache*, berühren sich mit entsprechenden Darstellungen in *Die Entdeckung des Geistes*. – Zur Übertragung von Sprachfunktionen auf Stilformen vgl. auch Roman Jakobson, *Selected Writings V*, The Hague 1979, S.419 (= ders., *Poetik*, Frankfurt a. M. 1979 [stw 262], S. 196. (Hinweis von Rudolf Führer).

<sup>43</sup> *Der Aufbau der Sprache*, (wie Anm. 36), S. 178.

<sup>44</sup> *Der Aufbau der Sprache*, ebd., S. 182.

<sup>45</sup> *Der Aufbau der Sprache*, ebd., S. 183.

Indem Snell die drei grundlegenden Dichtungsgattungen unter dem Aspekt der jeweils in ihnen neu gewonnenen Erkenntnisse unter dem generellen Aspekt der Funktionen von Sprache philologisch fundiert zu beschreiben sucht, wird Diltheys Kategorie des Divinatorischen für das geisteswissenschaftliche Verständnis von Dichtung überflüssig. Auch in der systematischen Darstellung, welche die philologischen Interpretationen ergänzen soll, die in *Die Entdeckung des Geistes* zusammengefasst sind, gewinnt das philologische Moment der Auslegung die Oberhand gegenüber dem Diltheyschen Begriff des einführenden Verstehens. Zugleich verbindet sich mit Snells Betrachtungsweise ein lebhaftes Interesse an dem Weiterwirken jener bei den alten Griechen gefundenen Modelle<sup>46</sup>. Für Snell verlangen die Umgestaltungen der griechischen Grundmuster in den späteren Epochen nach eingehender interdisziplinärer Untersuchung. Dies bestätigt die breit angelegte Vortragsreihe im Sommer 1943, die mit der Gründung der Zeitschrift *Antike und Abendland* – dies zeigt schon der programmatische Titel – ihre Fortsetzung fand. Wie bei Dilthey geht es auch bei Snell letztlich darum, „Geschichte zu verstehen“,<sup>47</sup> das „Lebendige“ und die darin wirksamen Kräfte versucht Snell allerdings auf der Grundlage philologischer Beobachtung zu beschreiben.

Gegen Ende der fünfziger bis weit in die sechziger Jahre hinein gerät die westdeutsche Diskussion um die Antike unter den Einfluss von Heideggers Philosophie mit ihrer Ontologisierung der Geschichte sowie der Bevorzugung der frühgriechischen Kultur und drängt den Einfluss Diltheys und generell des geistesgeschichtlichen Ansatzes zurück.

Spätestens in den letzten dreißig Jahren ist die Frage der Vergewärtigung von Antike auch Gegenstand der Rezeptionstheorie, insbesondere der Rezeptionsästhetik. Doch sind diese Ansätze im weiteren zunehmend kritisch beurteilt worden. So rückt durch die Theorie der Dekon-

---

<sup>46</sup> „Sofern das Nachleben von Antike nicht nur ein historisches Faktum, sondern etwas ganz Gegenwärtiges ist, interessiert besonders, was in unserer Zeit ein Dichter von der Antike zu sagen weiß oder ihr verdankt“, Vorwort zu *Antike und Abendland*, Bd. 3, Hamburg 1948, S. 7 (dort bezogen auf T. S. Eliot).

<sup>47</sup> Martin Heidegger zitiert in *Sein und Zeit* zustimmend Diltheys Freund und Briefpartner Paul Yorck von Wartenberg, der (so Heidegger) „Diltheys eigenste philosophische Tendenz“ zum Ausdruck bringt, wenn er von dem „uns gemeinsamen Interesse Geschichtlichkeit zu verstehen“ spricht (*Sein und Zeit*, Tübingen, <sup>10</sup>1963, §77, S. 398. Dort beschreibt Heidegger sein Verhältnis zu Dilthey: „Die vollzogene Auseinanderlegung des Problems der Geschichte ist aus der Aneignung der Arbeit Diltheys erwachsen“ (ebd. 397). Anders als bei anderen klassischen Philologen (z. B. Wolfgang Schadewaldt) ist bei Snell keine Affinität zu Heideggers Philosophie erkennbar.

struktion die Frage nach dem Text (Derrida) und der Sprache (de Man) in den Vordergrund, während die Rezeptionsästhetik die Aufmerksamkeit primär auf Textstruktur und Rezeptionsgeschichte richtet. Die *New Philology* ihrerseits bezweifelt den Homogenitätsanspruch einer verbindlichen und allgemeingültigen Textfassung und versucht ein kompliziertes, häufig dialogisch aufgefasstes Gefüge nachzuweisen, das sich aus dem Zusammenspiel von Texten, Kontexten und ihren Rezeptionsformen innerhalb einer Texttradition ergibt.

Die Kulturwissenschaft verfolgt heute das Ziel, den eingegengten Wirklichkeitsausschnitt der Spezialdisziplinen zu öffnen und die unter fachspezifischen Fragestellungen bearbeiteten Forschungsgegenstände unter dem Dach des Kulturbegriffs in einem weiter gefassten kulturellen Funktionszusammenhang zu verstehen. Bei dem kulturwissenschaftlichen Ansatz ist nicht die Konstituierung einer neuen Disziplin beabsichtigt (ebensowenig wie bei Snell), vielmehr geht es um den Abbau eines Defizits, das sich aus der herkömmlichen institutionellen Gliederung der Wissenschaften ergab. Durch transdisziplinäre Problemstellungen werden die Kompetenzen der einzelnen Wissenschaften zu einander in Beziehung gesetzt. Die Kulturwissenschaft will keine der vorhandenen Methoden ersetzen, sondern diese erweitern und miteinander verknüpfen. Im Zusammenspiel und in gegenseitiger Interpretation der Disziplinen wird es möglich, die komplexe „Bedeutungsstruktur“ (Geertz), als die Kultur verstanden wird, besser zu begreifen. Kultur ist ein Gewebe, *textum*, ein lesbarer Text, weshalb auch gefordert wird, „die *philologische Kompetenz* auf Gegenstände, die in ihren Organisationsformen und kommunikativen Funktionen sprachlichen Texten vergleichbar sind“, zu übertragen<sup>48</sup>. Freilich ist Kultur nicht nur ein Ensemble von Zeichen, sondern auch ein Praxiszusammenhang. „Kultur kann zwar wie ein Text gelesen werden, doch geht sie nie vollständig in Textualität auf. Eine Praxis ist immer mehr als ein Text“.<sup>49</sup>

Das Bruno Snell-Symposium knüpft von seiner Themenstellung und der disziplinübergreifenden Konzeption her an die gegenwärtige kulturwissenschaftliche Debatte an. Wenn das Symposium nach Bruno Snell benannt wird, verweist dies zugleich auf die von den Klassikern der Methodenlehre ausgehende Traditionslinie, auf Wilhelm Dilthey und die Ham-

---

<sup>48</sup> Jörg Schönert, *Warum Literaturwissenschaft heute nicht nur Literaturwissenschaft sein soll*, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 42, 1998, S. 491-94, dort S. 494.

<sup>49</sup> Jan-Dirk Müller, *Überlegungen zu einer mediävistischen Kulturwissenschaft*, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistikverbandes, Heft 4, 1999, S. 574-585, dort S. 580.



burger Ernst Cassirer und Aby Warburg. Der transnationale und transkontinentale Ansatz ist durch die breite Ausfächerung der Tradition antiker Kulturelemente selbst ebenso wie durch die weit in die Geschichte zurückreichende Diskursstruktur bereits faktisch vorgegeben.

## 7

Der Transfer von antiken Kulturgütern und Wissensbeständen in andere Epochen und Kulturen hat eine lange und facettenreiche Geschichte hinter sich, die sich in den Aufsätzen dieses Bandes niederschlägt. Das Interesse am historischen Material war teils höchst unterschiedlich, so dass manche Daten nur noch als Schatten durch die Wissensspeicher transportiert worden sind, sie lassen erahnen, was schon am Ende der Spätantike verloren ist. Am Beispiel des Ortsnamens Muta untersucht **Timm** den Grenzbereich der hellenistischen und der arabischen Kultur. Diese Ortsangabe verbindet sich mit einem historischen Datum. Auf verschlungenen Wegen aber gelangt dieses Datum in die arabische Tradition, überquert die Kulturgrenze, der Ort wird hier Gedenkstätte für ein Datum des Islam. Die Aktualisierung von Antike ist insofern auch ein Phänomen, das dem kulturellen Wechsel unterliegt und dessen Inhalte mit neuen Bedeutungen identifiziert werden können. Besonders die Namen können zugleich historische Quelle und Dokumente der Aktualisierung von Antike darstellen.

Damit sind bereits die wichtigsten Stichworte für die weiteren Arbeiten dieses Sammelbandes genannt. Aktualisierung von Antike hat immer mit dem Überqueren von Kulturgrenzen und den damit verbundenen Verschiebungen zu tun, die auch durch soziologische, psychologische oder ökonomische Aspekte ergänzt werden. Sie ist eingebettet in die Ökonomie von Materialverlust und Wissensspeicherung, in die Relation des Eigenen und des Fremden, in die Dynamik von Entzifferung und Bedeutungsschöpfung.

Antikerezeption, betrachtet man sie in diesem Kontext, war nie ein homogenes Phänomen. Blickt man konkret auf Frankreich, Deutschland, England, Süd- und Mittelamerika und die USA, eröffnen sich gerade in den öffentlichkeitswirksamen Rezeptionsformen neue Dimensionen der Interferenz von Tradition, Kultur und Gesellschaft. Die Materialfülle spätestens seit Beginn des systematischen Sammelns, des Auswertens und Kopierens der Quellen wächst seit Beginn der Renaissance beständig.

Buchdruck und institutionalisierte Antikerezeption machen einerseits das Material erst weiteren Kreisen zugänglich und sind andererseits Medien der Identifikation mit und der Ablehnung von Antike, z.B. zugunsten einer mehr eigenständigen Moderne.

Wie bereits im Humanismus ist auch für das 17. Jahrhundert die Einstellung zur Antike in keiner Dimension wirklich homogen, zu groß sind die Differenzen, z. B. der Informationen und Konfessionen, weder sind die in den einzelnen Staaten hervorgebrachten Bilder der Antike identisch, noch sind es die Bezugsrahmen und Referenzfelder. So wurde etwa die unumschränkte Autorität Ciceros im Verlauf einer von Erasmus angestoßenen Debatte teils anerkannt, teils vehement bestritten.

**Malatrait** untersucht das doppelte Spannungsfeld im Wettbewerb der einzelnen Staaten um adäquate Antikedeutung und um die immanenten Wertkategorien der Antike, ihre Überzeitlichkeit und ihre Vorbildlichkeit. Deutschland rivalisiert mit Frankreich um die Interpretationshoheit über die Antike. So entsteht eine Debatte um die Eigenständigkeit der eigenen hohen Kunst und um die Vorbildhaftigkeit der antiken, eine Debatte, die in Frankreich bereits im Abklingen war. Große anspruchsvolle Bilder werden gehandelt, es geht auf beiden Seiten des Rheins um das Problem der Vollkommenheit. Besonders Sprache, Kunst und politischer Einfluß sind deren Indikatoren. Es zeigt sich, dass mit der These der Vollkommenheit der antiken Kultur ein Bedarf nach Perfektionierung der eigenen empfunden wird. Dafür steht in Frankreich u.a. Spracherneuerung, in Deutschland die Ablösung der Rokokokunst durch die Vorbildhaftigkeit der Antike. Malatrait diskutiert Tendenzen der französischen Antikerezeption der *Klassiker*, die mit der Pointierung der Klassizität sozusagen ungewollt eine eigene Dichtung schaffen, und der Modernen, die durch Ablösung des Fremden ein bewußt Eigenes entstehen lassen möchten, wobei sie freilich angewiesen bleiben auf die Kontrastfolie der Antike. Die Académie française, zunächst als Fundament der eigenen Kulturentwicklung konzipiert, bildet dennoch den Schauplatz der *Querelle des Anciens et des Modernes* 1687, in der sich die Kontroverse der beiden Parteien zuspitzt, die mit der Dominanz der *anciens* endet.

Die Gegenbewegungen zu den rationalistischen Formen der Aufklärung berufen sich auch in Deutschland gern auf die Antike, besonders auf ihr Verhältnis zur Natur. Homer ist einer der Heroen des unverstellten Naturverhältnisses, das die Kunstkonzeptionen der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang prägen. **Lohse** weist in Goethes Wertherroman auf

die besondere Konnotation des Antikebildes unter diesen Voraussetzungen hin. Er zeigt einerseits, dass Goethe hier die bestehende kunsttheoretische Debatte aufnimmt und sich darin platziert, andererseits dass er in seiner Auseinandersetzung mit dem antiken Topos des *locus amoenus* in der Figur Werther die zeitgenössische Antikeverehrung bereits ironisiert. Lohse ordnet Goethes Texte deshalb in der Entwicklung vom Naturschönen zum autonomen Kunstwerk explizit in die Abwendung von der Nachahmungsästhetik ein. Er weist am Beispiel der Uminterpretation des antiken Topos vom schönen Ort nicht nur auf Goethes Ironisierung hin, sondern auch darauf, wie Goethe mit dem Imitatio-Gedanken immanente poetologische Probleme im Rahmen von literarischen Texten diskutiert.

War in Frankreich und Deutschland die Antikerezeption von Debatten für oder gegen den Vorbildcharakter gekennzeichnet, so war Gibbons englische Antikerezeption, die Finzsch untersucht, durch eine gewisse taciteische Geste geprägt. Die römische Geschichte bildete für Gibbon ein Exempel, das vor dem möglichen Verfall der eigenen Kultur warnen konnte. Gibbon folgt damit zwar der traditionellen Legitimation der Historiographie als *magistra vitae*, er erweitert aber deren Wirkungsmöglichkeiten durch eine mitreißende Darstellung, die seine Texte zu Bestsellern macht<sup>50</sup>.

Gibbon verdankt sich zudem, wie Finzsch hervorhebt, die an Diokletian gewonnene Vorstellung der *balance of power*. Anders als in Deutschland und Frankreich gelangt damit ein mechanistisches Denken in das Antikeverständnis. Schildert Gibbon den Niedergang eines Reiches am Beispiel der römischen Geschichte, so mahnt er, wie Finzsch zeigt, zur Wahrung des Gleichgewichts und zur Beibehaltung des römischen Rechts in England.

Hatte Schinckel versucht, durch klassizistische Architektur besonders der Stadt Berlin eine zivilisierende Wirkung auf deren Bevölkerung zu erreichen, so konnte man in den USA sehr viel unverkrampfter mit architektonischen Zitaten aus der griechischen Antike umgehen. Schneider zeigt, in welche soziopolitischen und architektonischen Kontexte diese Form der außereuropäischen Antikerezeption einzuordnen ist. Eine bestimmte Schicht läßt sich im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert Repräsentativbauten nach griechischen Vorbildern errichten, wie sie sich Kleidungsstücke anfertigen läßt. Zudem werden auch öffentliche Bauten in

---

<sup>50</sup> Mommsens römische Geschichte verfuhr 100 Jahre später gerade umgekehrt: er interpretierte Teile der römischen Geschichte nach dem Exempel der deutschen.

dieser Form gestaltet. Die Vorliebe für die Antike verdankt sich besonders der Selbstwahrnehmung der Oberschicht, wie Schneider dokumentiert. Für dieses Selbstverständnis zeugt unter anderem die produktive Rezeption der strengen klassizistischen architektonischen Strukturen, sie wurden den Bedürfnissen der Nutzer in Gestaltung und Proportionen angepaßt. Schneider kann zum Teil bis ins Detail zeigen, welche Handbücher die *Schnittmuster* für diese Art von Architektur geliefert haben. Diese kreative und nicht präskriptive Umgangsweise erinnert daran, dass die Determinanten für die Auseinandersetzung mit der Antike weniger im Gegenstand selbst als im Kontext des Umgangs mit ihr liegen.

Die Aktualisierung antiker Kunst und Philosophie verläuft im Deutschland des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts selten über abstrakte Positionsbildungen für das Eigene oder das Fremde, sondern knüpft meist über literarische Paradigmata aus der Antike an: die antike Tragödie, vor allem aber – im Anschluss an englische Vorstöße – die Epen Homers. Wilhelm von Humboldt befindet sich ganz in der Kontinuität der im Anschluss an Winckelmann neu formierten Altertumswissenschaften, für die die Namen Christian Gottlob Heyne (1729-1812) und Friedrich August Wolf (1759-1824) stehen. Gräzistik ist bei diesen Philologen in erster Linie Homerphilologie. Auch für Humboldt nimmt Homer, wie **Matthiessen** zeigt, eine herausgehobene Stellung ein. Damit steht er nicht nur in der Tradition der Altertumsforschung, sondern auch in der der kunst- und kulturgeschichtlichen Antikevergegenwärtigung von Winckelmann bis Schiller. In seiner Bewertung Homers als *idealisch* führt Humboldt diese Komponenten zusammen. Wie Winckelmann will auch Humboldt die Vorzüge der antiken Kultur auf seine Gegenwart übertragen. Ein zentrales Medium für die Reformierung des Eigenen durch das Fremde ist nicht zuletzt die Sprache. Weniger in der komplizierten Synthese der griechischen und deutschen Sprache täuscht sich Humboldt, als in der einseitigen Überbewertung der deutschen Verdienste um die Griechen-Renaissance in Europa. Der Theoretiker des Allgemeinen übersieht, wie Matthiessen darstellt, unter dem Eindruck der deutschen Graecophilie die universale europäische Dimension des Interesses an den Griechen seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert.

Auch für Wilhelm von Humboldts Bruder, Alexander, nimmt die Antike eine kulturhistorisch paradigmatische Position ein. Er kann auf seiner Amerikareise und bei deren Auswertung auf die bereits durch die Antike vorgeprägten Zugänge zu fremden Kulturen zurückgreifen, die in

der frühen Neuzeit entwickelt worden waren. **Meissner** sondiert das interkulturelle Feld der Projektionen von Antikebildern auf Mittelamerika zwischen der Entdeckung des Kontinents und dem 19. Jahrhundert. Für die frühe Neuzeit wird die Beziehung von Antike- und Amerika-Bildern als Teil einer verschobenen Alteritätsdebatte charakterisiert. Alexander von Humboldt sieht in der Antike einen überzeitlichen kulturellen Maßstab für seine kulturhistorischen Betrachtungen. Wie Meissner zeigt, meint Humboldt in den mittelamerikanischen Kulturen eine Wiederholung von Frühformen der griechischen Kultur zu finden. Die Antike als Interpretationsmatrix hat sich von der frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert bereits soweit verfestigt, dass fremde Geschichte nach ihrem Muster bewertet oder das Fremde in Korrespondenz mit dem Eigenen interpretiert werden kann. Deutlich wird aber auch, dass das Interesse, das im Hintergrund steht, ein primär ökonomisches ist und dass bei den Entdeckern – vielleicht auch aufgrund der kulturhistorischen Prädeterminationen ihres Blicks – dieses zeitgenössische Interesse weniger wahrgenommen wird als ein imaginäres Allgemeines. Am Beispiel der Projektion von europäischen kulturhistorischen Traditionen auf die Völker Mittel- und Südamerikas zeigt sich bereits der fiktionale Charakter dessen, was man damals als Antike ansah.

Spätestens seit der Frühromantik wird dann in Deutschland die Antike als eine Denkkategorie diskutiert, die auf fiktiven Konstrukten beruht. Für die Avantgarde der Romantiker entsteht das Kunstwerk im Moment der Verarbeitung durch den Betrachter und nicht im Moment seiner physischen Produktion, wie **Schierbaum** an einem Novalisfragment darstellt. Die Antike selbst existiert nicht an sich, sondern nur in ihren Interpretationen, sie ist subjektive Schöpfung ihrer jeweiligen Interpreten. Die Provokation, die besonders für die Weimarer Potentaten der Poesie um 1800 von derartigen Thesen ausging, korrespondiert mit dem produktiven Potential, das die Frühromantik dadurch freisetzte (bis hin zu Nietzsche). Nicht zuletzt deshalb endete die klassizistische Phase Goethes und Schillers mit einem gewissen Zweifel an der Tragfähigkeit der von ihnen entwickelten Symbolkonzeption. Der späte Goethe hat versucht, eine Synthese zwischen *romantischen* und *klassischen* Vorstellungen zu finden<sup>51</sup>.

---

<sup>51</sup> Der späte Goethe suchte die romantische Provokation zum Teil in seine eigene künstlerische Produktion zu integrieren (etwa in der *Novelle* und dem *Faust II*).

Die historische Weiterführung dieser Verschränkung von Tradition und Projektion lässt sich auch anhand von politischen Debatten und Theaterspielplänen zeigen. **Hose** verdeutlicht in seiner Auseinandersetzung mit der Euripidesrezeption im 19. Jahrhundert die Auswahlkriterien, denen die antiken Tragödien unterlagen. Die Wahl der Stoffe, die beim Publikum Beifall finden, ist abhängig von der Applikationsfähigkeit der Texte, die aufgeführt werden, und von den Erwartungshorizonten der Betrachter, und dies sowohl auf wissenschaftlichem wie auf ästhetischem Gebiet. Hier bildet die hohe Wertschätzung der Dramen des Sophokles im 19. Jahrhundert einen Gegenpol zum geringen Interesse an Euripides. **Hose** macht in erster Linie einen Wechsel in den psychosozialen Rahmenbedingungen der Gesellschaft für diese Wertung verantwortlich. Noch im 18. Jahrhundert, unter der Wirkung der Aufklärung, war Euripides als philosophischer Dramatiker, der feste Normen in Frage stellte, hoch angesehen.

Nach der Neuordnung Europas durch die französische Besetzung, die daran anschließenden Befreiungskriege und die Refeudalisierung nach dem Wiener Kongreß waren Aufklärungsgedanken bestenfalls auf der Ebene der Akademien möglich. Andererseits bildete Sophokles auch für die Distributoren, die Philosophen, wie Hegel, und die Literaturkritiker, wie die Brüder Schlegel, den Typus des vorbildlichen antiken Dramatikers. Er ist an christliches Denken wie auch an dialektische Philosophiekonzeptionen leichter zu applizieren, wie auch Hölderlins Anmerkungen zum Ödipus und zur Antigone zeigen, der in seiner Übersetzung den heidnischen Hades als Hölle deuten kann.

Das Beispiel Heines zeigt wesentliche Gegebenheiten und Bedingungen, denen die Antikerezeption im 19. Jahrhundert unterworfen ist. Einerseits bezieht Heine, wie **Schuh** herausarbeitet, Stellung gegen die Gräköphilie seiner Zeit, andererseits diskutiert er antike, besonders griechische Literatur in Relation zu seiner persönlichen Affinität zur christlichen Religion. Die Intensität von Heines Antikeverehrung jenseits der Gräköphilie wird durch seine Beziehung zum Christentum skaliert. Seine große Identifikation mit christlichen Glaubensinhalten scheint für Heine eine gleichrangige Beschäftigung mit heidnischen antiken Inhalten auszuschließen.

Nietzsche stellt solche Art von Metaphysik radikal in Frage. Für ihn ist Wissenschaft und Wahrheit als Grundorientierung fragwürdig geworden, statt dessen richtet er sein Interesse und seine Erwartung auf die Kunst und stellt schließlich das Leben an die oberste Stelle. **Martens**

arbeitet diese Verschiebungsoperation in Richtung auf die *Artisten-Metaphysik* heraus und zeigt, wie sie von Nietzsches Interpretation des Dionysos im Wechselverhältnis zu Apoll geprägt ist. Die Nobilitierung und Potenzierung des Scheins, sogar seine Identifizierung mit dem Sein resultiert gerade aus der für die Ästhetik des 18. und 19. Jahrhunderts manchmal problematischen Infragestellung einer geordneten und auf Oppositionen reduzierbaren Welt.

Martens bringt diese Kunstkonzeption mit dem auch von Hölderlin betonten Gedanken Heraklits des „Einen in sich selbst Unterschiedene“ in Verbindung. Der antike Göttermythos wird so zu einem ersten großen Kunstwerk aus Menschenhand, welches das Leben des Einzelnen stimuliert. Martens macht dabei auf die besondere Konzeption der Kunst in der Nachfolge Heraklits (und bedingt auch Hölderlins) aufmerksam und diskutiert die Kunstkonzeption von Nietzsches Spätwerk unter dem Begriff der Dekonstruktion. Wenn auch Nietzsche drei grundlegende Kategorien seines Modells, das Dionysische, das Apollinische und das Sokratische direkt aus antiken Kontexten entlehnt, so ist doch sein Modell von Ästhetik, Wissenschaft und Wahrheit nur partiell wie im Falle des Heraklitfragments mit antiken Kunstkonzeptionen gleichzusetzen. Aber auch das Gegenstück zu einer klassizistischen Ästhetik kann aus der theoretischen Vielfalt der antiken Philosophie zugleich produktiv mit der Protagonisten antiker Kunstwerke umgehen, um eigene Begriffe mit unverwechselbarem Charakter zu entwerfen.

Bei Wagner glaubte Nietzsche zeitweilig die Übertragung seiner theoretischen Vorstellungen in die künstlerische Praxis zu erkennen. Olwitz betont die Verwurzelung Wagners in antiken Theaterkonzeptionen. Diese wurden ihm von der goethezeitlichen Literatur und auch von der von ihm als leblos empfundenen Philologie in gut aufbereiteter Form zur Verfügung gestellt. Teils übernimmt er den Klassizismus, teils ist er bestrebt, ihn zu fragmentieren. Anders als die Literaturkonzeptionen der Goethezeit projiziert Wagners Kunsttheorie die Kunst der Zukunft. In diesem selbstreferentiellen Kontext hat die Antike ihren Ort, so die These von Olwitz. Die Szene der Gründung der europäischen Kultur in der Antike wird von Wagner als rein ästhetisches Moment betrachtet. Ästhetisierung, Fragmentierung und Selbstreferentialität kappen die Kontinuitäten, die für die Antikerezeption des Klassizismus, z. B. für Humboldt, noch tragende Kategorien waren.

Die Frage, die in dieser Zeit an Kultur herangetragen wird, ist die nach einer festen Orientierung an einem Prinzip, das, wenn schon nicht die gesamte Gesellschaft, wie in der Goethezeit, so doch ihre kulturtragende Schicht rechtfertigte. Hier erscheinen Wagner die griechischen Theateraufführungen wie Verheißungen aus einer anderen Zeit. Nach seiner utopischen Vorstellung sollen alle freien Bürger in der Inszenierung des Schauspiels im Namen von Religion, Kunst und Politik zu einer gesellschaftlichen Einheit verschmelzen. Dabei soll die ursprüngliche Funktion des Theaters womöglich noch reiner erfüllt werden als in der Antike. Olwitz weist darauf hin, dass Wagner gerade den Zwangscharakter der griechischen Inszenierungen, die gewaltsame Synthese der Individuen zu einem Allgemeinen, kritisiert. Das antike Theater, die politisch-ästhetischen Modelle der Goethezeit (Egoismuskritik, Universalitätsanspruch), Nietzsches Artistenevangelium und die Erfahrung der Moderne bilden die Elemente des Konzepts *Gesamtkunstwerk* bei Wagner. Zukunft ist, so argumentiert Olwitz am Beispiel der von Wagner präfigurierten Medientechnologien, in dieser Konzeption nur noch als Apokalypse vorstellbar.

Die Antikerezeption hat im 20. Jahrhundert bei weitem nicht mehr den Stellenwert wie in den beiden Jahrhunderten zuvor, die Altertumswissenschaft ist schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nicht mehr die Leitwissenschaft, die sie einmal war. Hatte sich das Paradeigma Antike im 18. und 19. Jahrhundert von der Kunstgeschichte gleichzeitig in die Philologie, Philosophie und Literatur vorgearbeitet, war sie über die Geschichtswissenschaft und die beginnende Archäologie in die Gestaltung der modernen Städte und der gymnasialen Lehrpläne vorgedrungen und hatte den Geschmack der breiten Bevölkerung nicht zuletzt in Theater und Oper zufriedengestellt, so haben sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, der beschleunigten Entwicklung der Technik und der Arbeitsbedingungen konkrete aktuelle Fragen in den Vordergrund geschoben. Kunst und Wissenschaft, das Leben überhaupt erscheint den Menschen segmentiert, spezialisiert und technisiert. Die technisch-industrielle Moderne mit ihrer Produktion und Information nimmt immer deutlichere Gestalt an. Das löst, nicht nur im Bildungsbürgertum, zunehmend Verunsicherung aus, verschärft noch durch den ersten Weltkrieg und seine Folgen. Gesellschaftlicher Wandel und die Folgen der Technisierung werden einmal mehr als das Fehlen von Orientierung und Sicherheit empfunden.



Heidegger konstituiert seine Philosophie in einem Feld, das durch strengen Rationalismus, durch einen subjektivistischen Reduktionismus und durch Ansätze gekennzeichnet ist, die sich nicht mehr in das konventionelle Spektrum philosophischen Denkens einordnen lassen. Gemeinsam ist diesen Strömungen eine jeweils höchst unterschiedliche Kritik an der Moderne und an den Opfern, die sie abverlangt.

Heidegger ist bestrebt, einen eigenen Weg einzuschlagen, der ihn vor den Gefahren der Vermassung schützt (er nennt deren Produkte „Man“, die entindividualisierte Masse), und neue Dimensionen des Denkens und Handelns eröffnen soll. Unter diesen Prämissen führen ihn besonders zwei Wege in die Antike: einer zielt auf die Vorsokratiker, der andere über Hölderlin auf die Beziehung von Griechen und Deutschen. Er interessiert sich hier besonders für die individuelle Dimension des Eigenen und des Fremden. Der in Sprache und Äußerem gewöhnlich bis zur Provokation unkonventionelle Heidegger wandte sich Hölderlin und dessen Auseinandersetzung mit der Antike zu, als seine eigenen Pläne, in der NSDAP und der deutschen Universität politisch-reformerisch tätig zu werden, sich nicht verwirklichen ließen.

Wergin zeigt, dass die hauptsächlich in dieser Phase erarbeitete geschichtsphilosophische Dimension von Heideggers Philosophie darauf ausgerichtet ist, Fragestellungen aufzuspüren, die in der Vergangenheit implizit geblieben waren oder jedenfalls nicht wirkungsmächtig wurden, die allerdings Dimensionen erwarten ließen, welche die Rahmenbedingungen des Denkens in der Gegenwart und sogar der Zukunft nach Heideggers Ansicht entscheidend beeinflussen konnten.

Gegen die Kritik an Heidegger macht Wergin geltend, dass Heidegger mit dieser Geschichtskonzeption und seiner Suchbewegung nicht hinter den Stand der modernen Ästhetikdiskussion zurückgefallen sei. Heideggers Interesse in der Auseinandersetzung mit Hölderlin – in wichtigen Teilen dabei mit Hölderlins Arbeit an einem neuen Zugang zur Antike – gilt einem Denken, das sich gerade bei dem, was das Leben des Menschen ausmacht, nicht mehr mit dem bisher Gültigen zufrieden geben will. Wergin weist hier auf die Tradition der Moderne hin, die durch das Ende der Metaphysik gekennzeichnet ist. Der Kunst fällt für Heidegger mit dem Ende der Metaphysik die Aufgabe zu, Wahrheiten zu konstruieren, ohne sich auf deren Letztgültigkeit berufen zu können. Wie Adorno – so betont Wergin – sieht auch Heidegger die Kunst dennoch in der Rolle, eine allgemeinverbindliche Wahrheit jenseits der festen Bezugspunkte der Meta-

physik zu gewährleisten. Bereits in der Dichtung Hölderlins – in erster Linie in der Vergegenwärtigung von Antike in Hölderlins Dichtungen um 1800 – zeichnen sich nach Heideggers Ansicht Lösungsmöglichkeiten ab, die einen Ausweg aus den Problemen der technischen Moderne der Gegenwart erwarten lassen.

Dingel führt ein zentrales Beispiel für das Ende einer bis dahin offensichtlich fraglosen Identifikation mit der Antike vor. War das *Dulce et decorum est pro patria mori* der zweiten Römerode des Horaz bis ins frühe 20. Jahrhundert noch ein unbestrittener moralischer Leitsatz, so mußte nach den Erfahrungen zweier Weltkriege eine neue Position – gerade auch zu diesem Satz – gefunden werden. Selten nur tritt der Bruch mit dem allgemein akzeptierten Verständnis der Antike und ihren moralischen Werten – der mit dem Normenwandel im Wechsel der Epochen einherzugehen pflegt – mit solcher Brisanz hervor, wie in den Interpretationen und Wertungen zu jenem von Horaz formulierten Aufruf zum Tod fürs Vaterland.

Dingel dokumentiert die unterschiedlichen Deutungsversuche und zeigt, wie das ganze Spektrum philologischer Interpretationstechniken auf das in seinem vormaligen Verständnis nicht mehr verwertbare Zitat angewandt wird, offenbar mit dem Ziel, die Kommensurabilität der Verse wieder herzustellen. Die eigene Vergangenheit steht in Frage, daher die Versuche, die vormalige Auffassung – zu einfach – als Irrtum der Interpreten zu deuten.

Die Antikerezeption ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert zweifellos in Gefahr, in Residuen abgedrängt zu werden. Das bedeutet aber keineswegs, dass die Formen und Inhalte jenes vormals in hohem Ansehen stehenden Wissensreservoir *Antike* nur noch ornamentalen Charakter hätten. Das Gegenteil ist offenbar der Fall. Besonders seit den 80er Jahren werden aus der mittlerweile eher als fremd empfundene antike Kultur Alternativen zur eigenen Gegenwart aktiviert und ihr gegenübergestellt. Prominent ist Foucaults Versuch geworden, im Hinblick auf den antiken Umgang mit Sexualität auf gegenwärtige Transformationsprozesse von gesellschaftlichen Wertungen hinzuweisen oder auch solche Prozesse zu initiieren.

Das öffentliche Interesse an der Antike hat sich verändert und bezieht sie – man könnte sagen: aus einer interessierten Distanz heraus – in die Suche nach neuen Paradeigmen ein. Neben den Fachwissenschaftlern halten besonders Literaten einen produktiven Kontakt zur Antike auf-

recht, wie Christoph Ransmayr, der als angeblich letzte der Metamorphosen Ovids den Untergang der Menschen stattfinden lässt, damit die Natur sich zurückholen kann, was ihr über Jahrtausende entrissen worden ist oder Thomas Hettche, der den Autor als einen Minotaurus in das Labyrinth seines Textes schickt.

**Fischer** weist am Beispiel Horst Sterns auf die thematische Verflochtenheit von schizoider Innensicht, antiker Paradeigmatik und Kritik an der technisch-ökonomischen Ausbeutung der Natur hin. In Sterns *Roman Klint – Stationen einer Verwirrung* wird die halluzinierte Reise im Kopf Vergils nicht nur zum Ansatzpunkt einer Reflexion über den fiktionalen, den mythischen und den phantasmatischen Charakter der Antike in den Köpfen der Neuzeit, sie wird auch zu einer Reise durch das Panoptikum der Zerstörungen der Natur und der Kultur durch den technisierten und industrialisierten Tourismus, durch Tierversuche etc. Fischer arbeitet besonders die Leistungsfähigkeit der Überblendungen von mythologischen Visionen und Bildern der Realität heraus. Die Chimären Arkadiens lassen sich mit dieser Darstellungstechnik zwanglos in die krude Gegenwart apokalyptischer Visionen einer rein technologischen Nutzung von Biomaterial integrieren. Wenn Fischer diese Erzählkonzeption direkt auf antike Mythen und ihre wirklichkeitsbildende Kraft beziehen kann, scheint es, dass bei Stern für einen Moment antike Ausdrucksmöglichkeiten wieder zum Leben erwachen.